editorial

höchst an der zeit

TEXT
Evelyn Schalk

Wer Zeit hat, hat Macht – und Freiheit. Zu denken, zu planen, Kräfte zu sammeln, zu tun, was einer/m in den Sinn kommt. Kein Wunder, dass alles daran gesetzt wird, diese Zeit einzuschränken, zu beschneiden, zu vereinnahmen, kurzum, den Menschen die Entscheidung über die Verwendung und Gestaltung ihrer Zeit, ihrer Lebenszeit, zu entziehen. Die Strategien dafür sind vielfältig. Die offensichtlichste läuft über die Arbeitszeit, wie die aktuellen Debatte um die Wiedereinführung des 12-Stundentages, und die Verkürzung der Wochenarbeitszeit für Spitalsärzte (von nicht selten 72 Stunden (!) auf 48 Stunden) zeigt. Dass solche Diskussionen tatsächlich wieder geführt werden, belegt einmal mehr, wie wenig man auf bereits Erreichtes vertrauen kann und wie willfährig hart erkämpfte Gesetze, die für Millionen ein menschenwürdiges Leben sichern sollen, dem omnipräsenten Profitstreben geopfert werden.

Selbständiges Denken macht Menschen schwerer kontrollier- und weniger berechenbar. Reflexion hat Widerstand zur Folge, Gegenentwürfe, sowie Energie und Wissen, diese auch umzusetzen. Also wird einem permanent eingeredet, es sei ‚eh schon zu spät‘ oder ‚du bist zu spät dran‘ (mit deiner Idee, deinem Erscheinen, der Fertigstellung oder des Beginns wovon auch immer) oder einfach nur ‚zu spät!‘, für alle, die im Wettbewerb, im Sprint um den Zieleinlauf, nicht zu den ersten, den trainiertesten, den härtesten, gehören. Dieses ‚zu spät!‘ heißt nichts anderes als ‚vorbei!‘, verloren und weg mit dir, und beinhaltet noch den lapidaren Vorwurf, selbst schuld dran zu sein.

Flexibel und mobil sind immer Anforderungen an die Abhängigen, denn über diese ihre Flexibilität und Mobilität entscheiden sie nicht selbst, gerade wenn suggeriert wird, es wäre so. Die Ideologie durchzieht das gesamte Leben, was im Job gilt, gilt auch in der Freizeit, die längst keine freie Zeit mehr ist.

Sich die Freiheit der Verweigerung zu nehmen, ist nicht ganz einfach, denn sie hat Konsequenzen. Aber gerade deshalb ist es eben nicht „too late“, sondern einfach nur höchst an der Zeit, sich die gestohlenen und die kommenden Stunden, Tage und Jahre zurückzuholen!

zu viel zu schnell zu kurz zu billig ..?

TEXT
Angelika Lingitz

Flexibilisierung, Leistungs- und Effizienzsteigerung, Qualitätszertifizierung und Evaluierung sind die Schlagworte unserer Zeit. Das gilt nicht nur für Großkonzerne, sondern für jede/n Einzelne/n. Wir produzieren immer mehr, in immer kürzerer Zeit, für immer weniger Geld. Es gibt immer einen Termin der unmittelbar bevorsteht und eingehalten werden muss; ein Projekt, das kaum ausfinanziert ist, aber umgesetzt werden soll. So kann und soll es aber nicht weitergehen. In dieser *ausreißer*-Ausgabe finden sich einige Zitate aus dem Sammelband „Es gibt viel zu tun – Für eine Demokratisierung der Kulturpolitik im 21. Jahrhundert“ der IG Kultur Steiermark. In 22 Beiträgen aus 9 Nationen wird eine Brücke geschlagen von der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung in Österreich hin zu exemplarischen Beispielen aus Europa, die sich aufgrund der Krisen in den letzten Jahren zu Brennpunkten entwickelt haben.

↘ Das Buch ist bei der IG Kultur Steiermark (office.igkultur@mur.at) und im Buchhandel erhältlich.

Ich möchte keinen Nine-to-Five-Job haben, oder ich würde darin eingehen. Aber wir würden uns selbst betrügen, wenn wir nicht zugäben, dass das Gegenteil von „nine-to-five“ oft nur „always on“ bedeutet.
(Jochen Becker)

fesselnde spannung, befreiende literatur

Interview mit Dominique Manotti

Dominique Manottis hochspannende Kriminalromane gehören zu den besten, die es derzeit zu lesen gibt. Die Historikerin, politische Aktivistin und langjährige Generalsekretärin der Pariser Sektion der linken Gewerkschaft CFDT schreibt Gesellschaftspanoramen, die komplexe Strukturen aus Korruption, Gier und Macht offenlegen. Der KPÖ-Bildungsverein hat sie im Mai 2014 zur Präsentation ihres kürzlich auf Deutsch erschienenen Bandes „Ausbruch“ nach Graz eingeladen. Im ausreißer spricht die „Grande Dame“ des „roman noir“ über politische Militanz, Methoden literarischer Kooperation, Grenzen und Potentiale von Sprache, Literatur und Medien als vierte Gewalt, persönliche Verzweiflung und Möglichkeiten des Protests.

Von Evelyn Schalk und Astrid Wlach

ausreißer: Sie erklären, Sie haben erst aus Desillusionierung und Verzweiflung zu schreiben begonnen, dann als andere Form des politischen Engagements...

Dominique Manotti: ...ja, aber da muss man vorsichtig sein, dabei handelt es sich nicht um politisches Engagement, sondern um Romane.

...Sie meinen, es geht um Fiktion?

Ja – und das ist der Unterschied. Es ist meine Weise, die Welt zu sehen, und die hat sich nicht verändert – egal ob ich Politik mache oder Romane schreibe. Aber das ist nicht dasselbe. Ich beschreibe, wie ich die Welt sehe, ich erzähle was ich wahrnehme, aber es ist und bleibt ein Buch, ein Roman, keine politische Handlung. Es kann den Lesern dazu dienen, ihre Sicht auf die Dinge weiter zu entwickeln und daraus wiederum eigene Handlungen werden zu lassen.

Sie halten also fest, dass es sich dabei auch nicht um „engagierte Literatur“ handelt?

Nein. Der Begriff ist stark geprägt vom Nachkriegskommunismus, der der Literatur ihr Gewicht gab. Also, es ist nicht engagierte Literatur in diesem Sinne, aber ich, ich als Autorin, bleibe ein engagierter Mensch. Meine Weltsicht hat sich nicht geändert. Ich bin Marxistin und analysiere die Welt, die ich sehe, durch das Prisma des Marxismus.

Viele Menschen lesen ihre Bücher, beginnen, komplexe Zusammenhänge kritisch zu reflektieren – sehen Sie zumindest diesen Effekt als erfolgreich im politischen Sinn?

Das wäre gut, aber ich nehme den Leser nicht bei der Hand, um ihm zu sagen, das ist gut und das ist böse. Der Leser liest und versteht auf seine Weise. Ich bringe immer das Beispiel von [James] Ellroy. Ellroy ist ganz unverblümt ein Mann der Rechten – für die Todesstrafe, rassistisch, homophob, in all diesen Punkten ein erklärter Rechter. Aber er besitzt einen außergewöhnlich scharfen Blick, in seinen Beschreibungen lese ich – und das ist meine eigene Freiheit – eine heftige Kritik der amerikanischen Gesellschaft! Für ihn hingegen ist es keineswegs Kritik, sondern eine Verteidigung, der Helden, die Amerika ausmachen. Seine Romane basieren auf der Realität, er macht sie sichtbar. Ich sage, man muss die Gesellschaft verändern, aber seine politischen Optionen sind ganz und gar nicht die meinigen. Der engagierte Roman der fünfziger Jahre war diesbezüglich eine Katastrophe, die Bösen waren immer Karikaturen, es gab nie lebendige Personen. Man hat sie verabscheut, weil sie der Vorstellung des Bösen schlechthin entsprachen, okay. Ich versuche, das nicht so zu machen. Es sind ja keine Predigten, sondern ich möchte lebendige Figuren schaffen, die Mistkerle sind, aber immer ambivalent, zu jedem Zeitpunkt.

Sie haben wiederholt auf die sinkende Qualität der französischen Presse verwiesen, in Österreich und Deutschland ist das nicht anders. Sie meinten, Romane würden mehr Reflexion leisten...

Ja, die Situation der Presse ist wirklich schlimm. Wenn man von der Presse als vierte Macht im Staat spricht – das ist vorbei. Ergo hat man eine Demokratie, die extrem aus dem Gleichgewicht geraten ist. Das beste Beispiel ist der zweite Irak-Krieg der USA. Die USA stehen im Ruf, eine sehr freie Presse von hoher Qualität zu haben. Die Behauptung von Bush über die Massenvernichtungswaffen von Saddam Hussein war grotesk, einfach idiotisch. Aber die gesamte amerikanische Presse ist – ausnahmslos – darauf hereingefallen. Das ist ein Wendepunkt in unserer Geschichte, unsere Demokratie funktioniert nicht mehr, weil es eine Kraft weniger gibt. Das hat eine Menge Gründe, nicht nur die mangelnde journalistische Qualität. Aber es ist z.B. Fakt, dass man heute in Frankreich über die Ukraine keine Informationen bekommt. Es ist unglaublich, die Journalisten begeben sich nicht mehr vor Ort, um zu recherchieren, sondern geben einfach nur Kommentare ab und die werden dann zur dominanten Sichtweise. Die Amerikaner sind so und die Franzosen so, beide sind immer ganz toll und die Russen sind immer die Bösen! Es ist wie bei James Bond! Danach wird geurteilt, die Presse hat sich ideologisch auf die Verteidigung des Abendlandes eingeschossen. Und das reproduziert sich jedes Mal, wenn es eine Krise gibt, seit dreißig Jahren. Also obliegt die Arbeit, etwas offenzulegen, dem Roman. Der Algerienkrieg ist ein weiteres Beispiel. Jeder weiß bzw. könnte wissen, dass es Folter und Massaker gegeben hat. Jeder. Aber die Informationen zirkulieren einfach nicht. Die Zeitungen haben nicht darüber geschrieben, haben es nicht aufgedeckt. Es gab ein furchtbares Massaker am 17. Oktober 1961 während einer friedlichen Kundgebung von Algeriern in Paris. Eine friedliche Kundgebung mit mindestens 300 Toten in einer europäischen Hauptstadt! Die Leichen wurden in die Seine geworfen. Aber als erstes war darüber nicht in der Zeitung, sondern in einem Roman zu lesen. Auch die Historiker haben nichts gesagt. 1975 hatte ich eine heftige Diskussion mit einem Uni-Professor, der behauptete, es habe nur drei oder vier Tote gegeben. Klar stand in den Polizeiarchiven nicht: Wir haben getötet und ein paar Leichen in die Seine gekippt. Wenn sie bei den offiziellen Archiven aufhören zu suchen, haben sie zehn bedauernswerte Unfälle, das war's. Also der erste, der darüber berichtete, war der Roman „Meurtre pour mémoire“ [„Bei Erinnerung Mord“]. Es ist diesem Roman zu verdanken, dass man angefangen hat, tiefer zu graben, Archivare haben Materialien weitergegeben und wurden daraufhin entlassen. Trotzdem sich ein Ereignis wie dieses mitten in der Hauptstadt zugetragen hat, ist darüber nicht viel zu finden. Der Roman ist also, wenn er mit dem Anliegen entsteht, zu recherchieren, Dingen auf den Grund zu gehen, zu verstehen und Zeugnis abzulegen unentbehrlich für die Kenntnis der Gesellschaft. Der Roman braucht eine bestimmte Zeit, um zu reifen, im Journalismus ist dafür keine Zeit. Ja, ich bin zutiefst davon überzeugt, dass Romane heute eine sehr, sehr wichtige Funktion haben.

„L`honorable societé“ [„Die ehrenwerte Gesellschaft“] haben Sie gemeinsam mit dem Autor DOA verfasst – wie kam es zu dieser Zusammenarbeit und wie hat der gemeinsame Schreibprozess funktioniert?

Wir haben uns auf einer Buchmesse getroffen, wo wir in der selben Diskussionsrunde saßen und festgestellt, dass wir einen sehr ähnlichen Literaturgeschmack haben. Seine Geschichten sind jedoch ganz anders als meine und er ist viel jünger als ich, so alt wie mein Sohn. Wir haben über amerikanische TV-Serien gesprochen und uns über die französischen geärgert. Warum aber jammern, statt etwas zu tun? So ist die Idee zu einer Geschichte entstanden, die wir dann einem Fernsehsender vorgelegt haben. Sie wurde sofort akzeptiert. Wir haben eine Struktur für acht Folgen ausgearbeitet, 150 Seiten. Doch dann hieß es plötzlich: Nein. All die Arbeit umsonst, das wollten wir nicht. Also haben wir beschlossen, uns nicht unterkriegen zu lassen und einen Roman daraus zu machen. Aus acht Folgen wurden acht Kapitel. Beim Schreiben haben wir uns die Figuren aufgeteilt, dann ausgetauscht, korrigiert, neu geschrieben, zusammengelegt, wieder gegengelesen usw. Das ist viel mehr Arbeit, als wenn man allein schreibt, aber es hat sehr, sehr viel Spass gemacht. Die Figuren haben sich sozusagen doppelt entwickelt. Am Anfang gab es eine einzige Forderung, und die kam von mir: Es sollte im Präsens geschrieben werden. Er, der immer im Perfekt schrieb, hat eingewilligt, ich habe ihm gesagt, das ist das Privileg des Alters [lacht]. Jetzt schreibt er immer im Präsens! Als wir fertig waren, haben wir uns darauf geeinigt, dass niemand preisgibt, wer welche Personen geschrieben hat. Und als wir den Text wieder gelesen haben, hatten wir beide exakt dieselbe Reaktion, das Gefühl, als hätte das Buch eine einzige Person geschrieben. Es gibt einige Punkte bei so einer Kooperation, die von Anfang an unbedingt zu beachten sind. Erstens muss man sich gegenseitig zutiefst schätzen. Das war bei uns der Fall. Man darf auch nicht selbstverliebt sein. Ich habe ihm gleich von seiner ersten Szene die Hälfte gestrichen, ich dachte: Wenn das möglich ist, gut. Und er hat nichts gesagt. Genau darum geht es, es gibt eine Menge Autoren, die es nicht akzeptieren, wenn man in ihre Texte eingreift. Dann ist es nicht der Mühe wert.

Sie wählen für Ihre Romane immer historische Kontexte, doch die jetzige politische und wirtschaftliche Situation ist eine Folge dieser Entwicklungen, gerade auf die Ereignisse der 1980er Jahre bezogen – wollten Sie nie zu den aktuellen Umbrüchen schreiben? Sie bloggen ja auch zu Tagesthemen...

Ich habe eine tiefe Zuneigung zu kollektiven Debatten. Ich als Einzelperson habe nicht die Legitimation zu sagen, was getan werden muss, daher keine echten politischen Kommentare. Wenn überhaupt, würde ich versuchen, Kommentare zu verfassen, die an meine Rolle als Autorin geknüpft sind. Um legitim zu sein, muss man etwas repräsentieren, sonst ist es nur die persönliche Meinung. Man muss ein Kollektiv repräsentieren, kollektive Kämpfe, ein Individuum hat diese Legitimation nicht von selbst. Ich möchte keine Kommentatorin der Politik sein, ich möchte es schaffen, die Verbindungen zwischen Roman und Politik sichtbar zu machen, denn das ist meine Funktion als Romanautorin, die mich legitimiert etwas über Politik zu sagen.

Hat die Entscheidung, unter Pseudonym zu schreiben, politische Gründe? Von der privaten Marie-Noëlle Thibault weiß man öffentlich so gut wie nichts...

Als ich zu schreiben begann, habe ich noch unterrichtet, an der Universität von St. Denis, das war 1993, in einem schwierigen Banlieue. Ich hatte eine Beziehung zu meinen Studenten aufgebaut, auf eine bestimmte Weise, aber ich war nie die kumpelhafte Professorin... Ich wollte nicht, dass die Romane in meinen Kursen bestimmend werden. Das waren zwei verschiedene Welten. Ich habe noch über zehn Jahre unterrichtet und wollte beides trennen, auch aus politischen Gründen, aber heute macht es mir nichts aus, meine beiden Namen zu mischen.

Gab es nie politische Reaktionen auf ihre Romane?

Nein, nie. Es gibt einen Ökonom, der vor einigen Jahren ein bemerkenswertes Buch geschrieben hat, über die Ungleichheiten, die Mechanismen der Kapitalanhäufung usw. Eine gute Arbeit, historisch, statistisch, soziologisch, ökonomisch gesehen. In Frankreich hat keiner darüber gesprochen, kein Mensch hat es gelesen. Alle haben gesagt: marxistische Provinzliteratur. Dann ist er in die Vereinigten Staaten gegangen und hat kolossalen Erfolg gehabt. In zehn Wochen hat er 200.000 Exemplare verkauft, Paul Krugman hat ihn schon als möglichen Wirtschaftsnobelpreisträger erwähnt. Jetzt spricht man in Frankreich von ihm...

Mit ihren aktuellen Recherchen scheinen Sie gerade jene Zusammenhänge aufzudröseln, die unmittelbar zu den jetzigen Umbrüchen und Krisen geführt haben – es geht um Ölpreis, Entkolonialisierung und die damit verbundene Situation im Nahen Osten, Syrien, Libyen etc....

Ja, es ist faszinierend, weil das meine Epoche war, die Zeit, in der ich wirklich militant war, es ist die Epoche, in der es offene, schwierige Kämpfe gegeben hat, die Diskussionen um grandiose Gegenentwürfe. Es gab Mobilisation, es gab eine Welt, in der man daran geglaubt hat, dass sich etwas verändern könnte. Aber dann haben sich die entscheidenden Bewegungen woanders hin verlagert und wurden nicht mehr gesehen. Die Geschichte spielt woanders und wir, wir waren hier, mit unseren kleinen... [lacht]. Momentan, mit meinen Romanen, begebe ich mich auf diese Spur, aber es ist sehr schwierig.

Hat es im deutschsprachigen Raum andere Reaktionen auf ihre Bücher gegeben als in Frankreich?

Ja, etwa auf „Bien connu des services de police“ [„Einschlägig bekannt“], das von einem Kommissariat in einem Banlieue im Jahr 1993 handelt. In Krimis wird sonst immer die Geschichte von den sogenannten „großen Bullen“ erzählt. Die Polizisten an der Basis, die auf der Straße, die Uniformierten, sieht man kaum – über sie habe ich geschrieben. Es ist ein Roman, in dem alle Anekdoten wahr sind, ich habe auf meine eigene diesbezügliche Geschichtensammlung zurückgegriffen. Von der Landespolizeidirektion in Bonn wurde ich zu einer Diskussion eingeladen – aber nicht von der französischen Polizei. Die Debatte dort war durch und durch heftig, aber gut. In Frankreich wird diese Art der Kritik nicht akzeptiert. Klar, man sperrt mich nicht ein deswegen, aber... Ich weiß nicht, ob man hier darüber spricht, aber vor ca. 14 Tagen wurde ein Fall bekannt, der wirklich erschütternd ist. In Paris liegt gegenüber des Quartier Latin der „36 quai des Orfèvres“. Das ist der Sitz von quasi allen wichtigen Polizeieinheiten, die großen Bullen sind alle dort, eine Art mythischer Ort, die Spitze der Spitze. Also, vor 14 Tagen haben sich drei Polizisten aus dem „36 quai des Orfèvres“, weit oben in der Hierarchie, nicht ganz die Superchefs, aber doch, in einem Bistro gleich gegenüber volllaufen lassen, zusammen mit einer kanadischen Touristin. Sie haben sie ins „36“ mitgenommen, haben weitergetrunken und sie dann vergewaltigt. Sie hat Anzeige erstattet, als sie wieder in Kanada war. Eine Polizei, die doch über jeden Verdacht erhaben ist... Sie waren total blau. Und all das an einem Ort voller Kameras, Zugangscodes, dort ist alles personalisiert, man braucht Fingerprints usw.! Sie müssen bis zur Besinnungslosigkeit betrunken gewesen sein. Etwa eine Woche vor diesem Ereignis hatte ich eine Debatte mit einem Richter, gerade über das erwähnte Buch. Ich habe ihm gesagt, dass die Polizeikultur in Frankreich die der falschen Zeugenaussagen, des Corpsgeistes ist. Der Richter ging an die Decke [lacht]! Ich habe weiter gemacht und mit ihm über Alkoholismus in den Reihen der Polizei diskutiert, er sagte, das sei längst vorbei. Auch die Vergewaltiger haben Beweise verschwinden lassen, den Tatort manipuliert, falsch ausgesagt. Natürlich habe ich den Richter danach angerufen...!

Die ungekürzte Fassung des Interviews ist auf http://ausreisser.mur.at/online zu lesen!

Impressum

Chefredakteurin: Evelyn Schalk
Redaktion: Ulrike Freitag, Gerald Kuhn
AutorInnen: Veronika Bauer, Joachim Hainzl, Lisa Lehner, Angelika Lingitz, Kurt Luttenberger, Markus Mogg, Gerhard Ruiss, Wolfram Scheucher, Eva Ursprung, Karl Wimmler, Astrid Wlach
Gestaltung: Andreas Brandstätter

VERLEGER UND HERAUSGEBER:
ausreißer – Grazer Wandzeitung. Verein zur Förderung von Medienvielfalt und freier Berichterstattung

KONTAKT:
Post: ausreißer – Grazer Wandzeitung, c/o Forum Stadtpark, Stadtpark 1, A – 8010 Graz,
Telefon: +43 (0)316/827734-26,
Evelyn Schalk: +43 (0)676/3009363
Email: ausreisser@gmx.at, schalk@mur.at
Internet: http://ausreisser.mur.at
Newsletter: http://ausreisser.mur.at/newsletter

Der *ausreißer* ist ein offenes Medium, die Zusendung von Beiträgen somit herzlich erwünscht, die Publikationsauswahl liegt bei der Redaktion, es erfolgt keine Retournierung der eingesandten Beiträge.
Die AutorInnen zeichnen für die Inhalte ihrer Beiträge selbst verantwortlich, die darin vertretenen Positionen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider.

© Die Rechte verbleiben bei den AutorInnen.

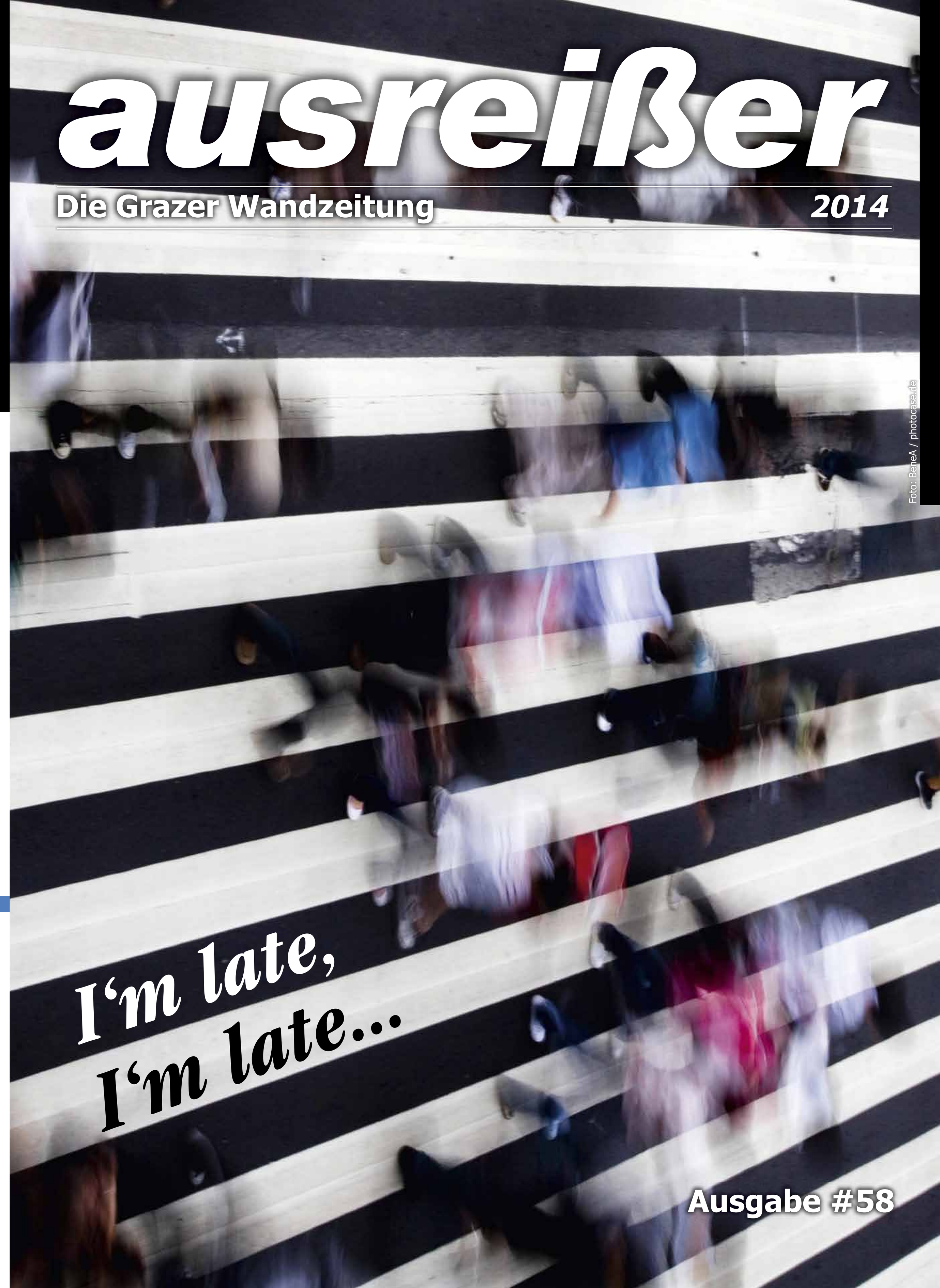
Da der *ausreißer* auf Anzeigenschaltung verzichtet um tatsächlich unabhängig publizieren zu können, ist Eure Unterstützung besonders wichtig:
Kontonummer: 50094094554, BA/CA, BLZ 12000

DRUCK:
Offsetdruck Dorrong, Graz
Auflage: 1500 Stück

STANDORTE:
Kunsthaus Graz, Schlossbergplatz Graz, Geidorfkino, Forum Stadtpark, Passage Palais Trauttmansdorff, Uni-Hauptbibliothek (Foyer), Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Hasnerplatz, das andere Theater, Fassade der Kirche St. Andrä, Fassade BAN – Sozialökonomischer Betrieb, Schaumbad – Freies Atelierhaus Graz, KiG! – Kultur in Graz, Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit, Jugendtreffpunkt Dietrichskeusch´n, Jugendzentrum Mureck (JUZ), Theaterzentrum Deutschlandsberg, Marktplatz Deutschfeistritz, Landhaus Feuerlöscher (Prenning)

THEMA DER NÄCHSTEN AUSGABE:
Es ist gar nicht so schlimm

kultur steiermark · Stadt GRAZ Kultur · Das Land Steiermark · mur.at · .KUNST · FORUM STADTPARK



down the rabbit hole

TEXT
Markus Mogg

Auch wenn ich damit wiedermal spät dran bin: Julia Engelmanns Slams werden maßlos überschätzt – bei allem Talent der Ex-Jungschauspielerin. Die Glückskekswahrheiten in ihren Slams zehrten schon beim ersten Hören an meiner Geduld. Was wir nicht alles machen sollen, sonst versäumen wir etwas oder haben nichts zu sagen. Wäre letzeres zumindest politisch gemeint, hätte ich's vielleicht besser verkraftet. Aber nein, es geht um Geschichten, mit denen wir uns im hohen Alter amüsiert halten können.

Der Slam trifft, nicht trotz, sondern gerade wegen seiner Plattitüden einen Nerv der Zeit. Er ist kein Schrei nach Freiheit in der durch und durch verwalteten Welt, auch wenn es nach der Rückgewinnung des Wesentlichen, der Reconquista des Versäumten, klingt. Aber gerade hier liegt das Problem: Die Wiederaneignung dient nur wieder dem Entäußern des gerade (Zurück-)Gewonnenen, in der vagen Hoffnung, daraus Kapital für sich zu ziehen. Lachend und erzählend geben wir unsere letzten Freiräume der Verwertung durch ersehnte Anerkennung preis. Kurz: Eine Illusion, der wir hinterher jagen, auf der Suche nach irgendwas... Down the rabbit hole, dem Weißen Karnickel hinterher. Kann ja sein, dass man danach in einer bunteren pralleren Welt aufwacht, oder zumindest eine Geschichte daraus spinnen kann.

Inszenierung ist das wesentliche Geschäft unserer Gesellschaft. Präsenz ist alles, sei sie öffentlich oder privat oder beides zugleich. Und damit zurück zu Engelmann, Alice für sich selbst, und White Rabbit für alle anderen. Die Inszenierung will genauso geübt sein wie der Reim geschrieben, aber versteckt wird alles hinter einer Maske von Authentizität und Unmittelbarkeit in der vom Mittelbaren bestimmten Welt. Aber die Botschaft ist eine fatale, jetzt heißt es nicht nur Arbeitszeit und Produktivität optimieren, sondern auch die Freizeit ausnützen, denn Geschichten und Fotos auf sozialen Netzwerken sind eine neue kulturelle Währung, in der Hoffnung durch dieses egoistisch motivierte Teilen viral zu werden. Dazu müssen wir nur wollen und uns ins Zeug legen. Kurz gesagt, die Botschaften aus der Glückskeksdose haben „Wir sind Helden“ schon vor Jahren mit ihrer Popnummer „Müssen nur wollen“ treffend aufs Korn genommen.

Stil vor Substanz

Engelmanns Poetry-Produkte, schön verpackt in ihrer Inszenierung, sind da aber nicht allein auf weiter Flur. Stil vor Substanz greift maßlos um sich. Der schlimmste diesbezügliche Übeltäter der letzten Jahre, und auch hier bin ich mit der Kritik spät dran: die Occupy Bewegung. Nirgendwo sonst wurden im farbenfrohen, kreativen, aktivistischen Protestrausch maßgeblichere Belanglosigkeiten von sich gegeben. Selten zuvor wurden die Analyse und eine fundierte Kritik nicht einmal hinten angestellt, sondern gänzlich ausgeblendet. Und wenn das gerade nicht der Fall ist, greifen andere Pseudolösungen, mit denen der kleinbürgerliche Geist in dieser großen verwalteten Welt sein bisschen stets imaginiertes Vorrecht wahren möchte, und andere schlaue Propheten schlagen in dieselbe Kerbe. Das System bleibt unangetastet.

das schließen der letzten lücken

TEXT
Gerhard Ruiss

ich brauch
einen mann ohne zeit
für gemeinsame stunden ohne zeit
einen liebhaber ohne zeit
für gemeinsame stunden ohne zeit
einen der die zeit die mir bleibt mit mir teilt
für gemeinsame zeiten ohne zeit
einen der die zeit soweit er sich zurückerinnern kann nie gehabt hat daß er sie mit wem teilt
für gemeinsame erinnerungen an die zeit ohne zeit
alles kommt
alles geht
alles bleibt.

Die anderen sind meist prekäre Existenzen, die sich oft irgendwo durchschlagen in, wie die Amerikaner_innen sagen, einem „Dayjob“ – und im „Nightjob“ produzieren sie ihre Kunst.
(Josef Gründler)

Die Muße, das Nichtstun, wird wenn, dann als eine Art Vorphase für die eigentliche Leistung, das eigentliche Ergebnis gedacht, und nur im Dienste dessen ist es legitim, finanzierungswürdig, denkbar. Nichtstun ist nur dann erwünscht, wenn es unterm Strich was bringt.
(Karin Ondas)

sechzehn

TEXT
Karl Wimmler

Mit sechzehn kaufte ich dem Kettenraucher der Maturaklasse die Taschenbuch-Erstausgabe von Handkes „Kaspar“ ab. Darin fand sich – sozusagen als Vorspruch – Ernst Jandls Gedicht *16 Jahr*. Zu dieser Zeit, am Ende der Sechzigerjahre, war Lehrplanpoesie auch halbwegs wachen Schülern kaum mehr vermittelbar. Empfunden wurde sie von vielen entweder als kitschig oder weltfremd erstarrt. Wie Thomas Rothschild einmal treffend feststellte, endete damals die Literaturgeschichte an den österreichischen Universitäten bei Rilke und Trakl. Bewundert und nicht selten übersetzt oder nachgedichtet wurde von den Jugendlichen hingegen eher die Lyrik Bob Dylans, der Beatles, Stones, Doors und so weiter.

Instinktiv kam bei mir unter anderem auch noch Jandl dazu. Seine Texte waren das genaue Gegenteil des gelehrten „Schönen“, „Erhabenen“, Belehrenden. Jandl zerstörte. Lustvoll, witzig, traurig. Und baute auf, noch dazu meist rhythmisch. Allerdings nicht die, die „Aufbau!“ und: „Aufbauende, konstruktive Kritik! Nicht immer nur Zerstörung!“ forderten. (Und im Wesen der Kunst liegt es, dass durch kreatives Zerstören nicht selten Schönes und Erhabenes entsteht.)

thechdthen jahr
thüdothdbahnhof
(...)
wath tholl
der machen
der bursch
mit theine
thechdthen jahr

Bahnhöfe sind Orte der Einsamkeit. Und der Sehnsucht. Selten begreift man dies besser als in der Jugend. Samstags nach der Schule. Graz Hauptbahnhof. Jandl hat das Gedicht für mich geschrieben. In ganz Österreich gibt's keinen „Südostbahnhof“. Den gibt's nur wegen der Rhythmik. Das gehölzelte S des in der Erwachsenenwelt noch Unsicheren. Was soll der machen? Wohin soll er fahren? Nachhause? Oder den Schienen entlang ins Ungewisse?

Das wollte ich ihm erzählen, dem Ernst Jandl, damals in Mürzzuschlag im Kunsthaus, als zu wenige Freunde ihm zu seinem Siebziger Lobreden hielten. Zwei Journalisten waren noch da, deren Berichte man in den darauffolgenden Tagen mit der Lupe suchen musste. In einer kurzen Ansprache erwähnte Ernst Jandl, dass seine Texte eigentlich weitgehend von Schülern und Lehrern durchgesetzt wurden. Ich war damals zu feig, ihm dafür eine kleine Bestätigung zu geben. Uneingeladen unter den Navratils, Kolleritschs und Scharangs. Und was ist das für ein Mut heute, nachdem vielen nicht einmal sein Tod mehr in Erinnerung ist.

homesong

TEXT
Veromika Bauer

Short of time

Some are afraid
they will be too late
because they think
they've always been
They run after their lives
too afraid
to ever hold in

Boy, how they run!
They don't know joy
but have a lot of fun

where they stand
there is no ground
when they speak
there is no sound

Some always have
to do a lot of things
they don't know why
or who is asking them to
but still they do
they always will

Boy, how they run!
They don't know joy
but have a lot of fun

Some fear
not to be there on time

they are not there
when they arrive
they have come lost
in their fast drive
but still they'd call it life

and if you ask them
how they feel
that's what you hear:
my dear
I'm really fine
just a little
just a little
short of time

Zeitnot

Manche fürchten,
sie könnten zu spät kommen,
denn sie glauben,
immer schon zu spät gewesen zu sein

Sie laufen ihrem Leben nach
haben viel zu viel Angst davor,
irgendwann auch nur für
einen Moment innezuhalten

Wow, wie sie rennen!
Sie haben wahnsinnig viel Spaß
aber Freude lernen sie nie kennen

Wo sie stehen,
haben sie keinen Boden
Wenn sie reden,
schwingt nichts an

Manche müssen immer tausend Dinge tun
sie wissen nicht warum
oder wer sie ihnen anschafft-
sie machen sie trotzdem
und werden sie immer tun

Gott, wie sie rennen!
Sie haben zwar dauernd Spaß
aber Freude lernen sie nicht kennen

Manche Leute haben Angst, nicht
zur rechten Zeit da zu sein

Sie sind tatsächlich gar nicht da
wenn sie ankommen
Sie haben sich in der Hektik
selbst verloren
Trotzdem würden sie es
„Leben“ nennen

Und wenn du sie fragst,
wie es ihnen geht,
wirst du immer hören:
Du, mir geht's echt super,
Schatzerl, ich hab nur grad
a bisserl,
a bisserl
wenig Zeit

unaussterblich

TEXT
Gerhard Ruiss

es muß ja weiter gehen
immer alles weiter
hierhin dorthin
zurück
umdrehen.

präzisions-instrumente

TEXT
Gerhard Ruiss

das ist die uhr
die geht nicht nur
die gibt nicht nach
die geht auf zack
das ist der zeitnehmer
der gibt nichts her
der hilft nicht viel
der sagt dir nur
in dir dein leben
führt ein ziel.

Foto: evali / photocase.de

„Impatient“

lobgesang der pünktlichkeit

TEXT
Frau Freitag

Die Welt wird immer hektischer, alles immer schneller – jaja, da hat man keine Zeit mehr. Für gar nichts, nicht mal für Zeitplanung. Pünktlichkeit ist nicht mehr möglich, hetzt man doch ohnehin schon nur mehr von A nach B – dafür Verständnis bitte! Erledigt wird alles „schnell noch, bevor“ und dann flott weiter. Nein, meine Daminnen und Herrinnen, so nicht! Wenn Sie mit mir telephonieren (und da muss sogar für das ph noch genügend Zeit sein), dann sprechen Sie bitte nur mit mir. Nicht mit dem Hund, dem Verkäufer oder dem Fernseher, dem Sie sich parallel gerade widmen. Wenn Sie keine Zeit haben, dann streichen Sie doch einfach ein paar Ihrer Aktivitäten. Prioritätensetzung hat man das früher mal genannt. Wenn Sie keine streichen können oder besser festgestellt: wollen – dann fragen Sie sich mal: Ja warum eigentlich? Gehen Sie nicht andren damit auf den Wecker, ihnen ständig von ihrer überbordenden Tätigkeit zu erzählen, diese Zeit können Sie sinnvoller nutzen, wenn Sie sich mal hinsetzten und für eine Stunde die Klappe und die Augen schließen – tut besser.

ZU SPÄT
ZU SPÄHT
NIE SPÄT
NIE SPÄHT

TOD der FREIHEIT
LEBEN der FREIHEIT

Wolfram Scheucher

ach du liebe zeit

TEXT
Lisa Lehner

Sanft ausgedrückt, macht dich dein Zeitdruck verrückt. Vom Bluthochdruck ganz zu schweigen, tanzt du weiter auf drei Hochzeiten gleichzeitig, nimmst dir Zeit – gleich für dies und das und jenes noch, bist überall dabei, allzeit bereit, sagst niemals nein, irgendwie lässt sich's noch reinquetschen, obwohl dein Kalender schon überquillt, keine Spur von einer Stunde Stillstand. Auch der Terminerinnerungsspeicher deiner S5-Galaxie ist längst überfüllt, gibt fast den Geist auf, aber piepst vorlaut weiter.

Doch gönn dir nur keine Pause, jausnen reicht nebenbei, wenn dir keine Zeit zum Kochen bleibt, geschweige denn zum Genießen. Dein Herz pocht rasend schnell, selbst wenn deine Knochen müde werden. An Ruhe denkst du nicht, die hast du auch noch im Grab, sagst du. Wenn du grad nicht galoppierst, hältst du dich auf Trab. Nicht etwa durch meditieren, das wäre viel zu langwierig, mit Kaffee gelingt's garantiert, wenn auch schon der vierte heute, kein Malheur, so gehört sich's halt im Workaholic-Zeitalter. Zur Not streu noch einen Energy-Drink drüber, ein Zuckerschock zur Entschleunigungsverhütung, so bleibst du fit und jederzeit verfügbar.

Wenn's das nicht mehr tut und du hast noch immer nicht genug, dann geh zum Onkel Doc und lass dir was verschreiben, ein bisschen übertreiben kann nicht schaden, putsch dich ruhig auf, aber beklag dich nicht, wenn du dann was zur Beruhigung brauchst. Lösch dein Burn-Out zur Sicherheit schon vorbeugend mit Feuerwasser, auch wenn dieses Fahrwasser nur scheinbar ruhig ist. In Zeitnot gerätst du mitunter in gefährliche Fluten, sobald die Sucht dich heimsucht, weil du's nicht mehr gewohnt bist, ohne runter zu kommen von deiner To-Do-List, eingenommen, Hektik deine Taktik.

Tickst du noch richtig oder schon schneller als du denken kannst? Eins nach dem andern geht dir zu langsam, du willst alles auf einmal statt alles zu seiner Zeit. Du meinst sie läuft dir davon, also rennst du schonmal vor, um sicher zu gehen deiner Zeit voraus zu sein, aber sie drängt weiter. Deinem Gefühl nach vergeht sie wie im Flug, rinnt dahin im Uhrzeigersinn. Also beeil dich, so gewinnst du sie zumindest scheinbar. Du brauchst ja mehr und mehr, weil alles immer viel zu lange dauert, so sehr du dich bemühst auf's Gas zu steigen, dich zu hetzen in dem Glauben du wärst unersetzbar.

Es ist höchste Zeit, keine zu verschwenden. Alles geht sich aus, wenn auch knapp bemessen. Allerdings hast du hastig vergessen dich nicht zu stressen, deine Agenda zu aktualisieren, um Leerstellen einzukalkulieren. Denn gut Ding braucht bekanntlich Weile, es gibt im Grunde keinen Grund zur Eile, wichtiger als Deadlines und Termine wäre eine lange Lebenslinie. Aber eine Auszeit kommt nicht in Frage, nicht mal wenn du sie brauchst, du tauchst nicht einfach ab in die Freizeit, weißt nicht mehr was es heißt, dies Stückchen Freiheit zwischen all dem Eingebundensein, dabei wäre die Zeit längst reif und du für die Insel.

Dort könntest du dich beim Durchatmen ertappen, es käme Zeit, käme Rat, es wäre nicht zu spät, Fehler im System einzusehen, dir einzugestehen, dass Zeit wohl doch nicht Geld ist, dies zwei paar Schuhe sind und die Kraft viel eher in der Ruhe liegt. Du hättest endlich alle Zeit der Welt, sogar unentgeltlich.

it´s never too late ...

TEXT
Kurt Luttenberger

Kommentar zur 12-Stundentagsdebatte

Hinter den Polstertüren der Österreichischen Sozialpartnerschaft werden die wahren Entscheidungen getroffen, jene die unmittelbare und selten positive Auswirkungen auf die Bevölkerung haben. Wirtschaftskammer und Bauernkammer sind dort, als Vertreter von Kapital, Unternehmen, Banken und Spekulanten, sehr gut aufgestellt. Arbeiterkammer (AK) und ÖGB haben´s da als „Gegenüber“ in der Sozialpartnerschaft schon erheblich schwerer. Seit Jahrzehnten reagieren sie nur mehr auf den schleichenden Schwund des Wohlfahrtsstaats, gekoppelt mit permanentem Sozialabbau. Als aktuelle Beispiele seien die „kalte Steuerprogression“ und die „12-Stundentagsdebatte“ erwähnt.

Die „kalte Progression“ bedeutet, dass in Österreich viele hunderttausend Menschen trotz Lohn/Gehaltserhöhungen monatlich WENIGER Geld bekommen, da diese plötzlich in eine andere Steuergruppe fallen und die Lohnsteuer zuschlägt. Die Versuche der Bundesregierung (Stichwort: Steuerreform), daran etwas zu ändern, sind bis jetzt mehr als scheinheilig. Kapital, Superreiche und Banken schieben die ÖVP vor, die eine wirkliche Reform – sprich Senkung der Lohnsteuer - erfolgreich zu verhindern weiß, damit ihre Profitraten abgesichert bleiben. Von Solidarität in Zeiten wie diesen also keine Spur.

Im Arbeitsprogramm der Bundesregierung steht u. a., dass weitere Flexibilisierungen gekoppelt an eine „Senkung der Lohnnebenkosten“ (selbstverständlich zu unsren Lasten) durchzuführen seien. Deshalb ist es nicht überraschend, dass seit Monaten Wirtschaftsminister Mitterlehner und Sozialminister Hundstorfer (als früherer ÖGB-Vorsitzender!) dem 12-Stundentag und der 50-Stundenwoche das Wort reden. Es gelten die Regeln des Tauschhandels: Da weitere Flexibilisierung in der Arbeitswelt mit Arbeitszeitverlängerung, weniger Arbeitskräften, verstärkten prekären Arbeitsverhältnissen und sinkenden Lohnkosten – dort Zustimmung seitens ÖGB und AK, wenn dafür etwa eine 6. Urlaubswoche kommt.

Persönlich empfinde ich diese Vorgangsweise, gelinde gesagt, als unverschämt. Seit fast 40 Jahren als Gewerkschafter und Betriebsrat habe ich mir, mit vielen hundert Kolleginnen und Kollegen, die Finger wundgeschrieben, um Anträge zur Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich zu verfassen und einzubringen. Vieles wurde auf zahlreichen Kongressen beschlossen. Wo bleibt nun die Umsetzung? – Alles für den Papierkorb geschrieben?

Schlussfolgerungen

Es liegt doch wirklich auf der Hand, dass gerade in Zeiten einer Rekordarbeitslosigkeit in Österreich für eine Arbeitszeitverkürzung einzutreten ist. Wir brauchen eine solche dringend und darüber hinaus eine Reduktion der immens hohen Zahl von Überstunden, um mehr Kolleginnen und Kollegen einen Arbeitsplatz zu menschenwürdigen Rahmenbedingungen zu ermöglichen.

Daher:

- Nein zum 12-Stunden-Tag! Nein zu jeder Verlängerung der Arbeitszeit! Her mit der so lange geforderten Arbeitszeitverkürzung!
- Keine faulen Kompromisse seitens ÖGB und AK-Führung! Die 6. Urlaubswoche gehört ohne „Tauscheln und Mauscheln“ eingeführt!
- Unterstützung aller Kampagnen seitens ÖGB und AK und Betriebsratskörperschaften, bis hin zu Kundgebungen, Manifestationen und Streiks, um weitere Verschlechterungen unserer hart erkämpften Sozialleistungen, der Zerschlagung unseres Wohlfahrtsstaates durch Banken, Großkonzerne und Spekulanten zu verhindern!
- Für eine großen österreichweiten Kundgebung im Herbst 2014 in Wien gegen Sozialabbau und Lohndumping!

Kurt Luttenberger ist *GLB-KPÖ-Arbeiterkammerrat.*

↘ Bitte unterzeichnen – Nein zum 12-Stunden-Arbeitstag: https://www.openpetition.de/petition/online/nein-zum-12-stunden-arbeitstag

AKTIONSBÜNDNIS NEIN ZUM 12-STUNDEN-TAG

Im April 2014 wurde das Aktionsbündnis „NEIN zum 12-Stunden-Tag“ gegründet. Das Bündnis setzt sich bisher aus 19 linken, migrantischen und gewerkschaftlichen Organisationen sowie Betriebs- und Arbeiterkammerräten zusammen. https://aktionsbuendnis12.wordpress.com

INFO

Rot-Schwarz planen, die erlaubte Höchstarbeitszeit auf zwölf Stunden am Tag zu erweitern, bei einer maximalen Arbeitszeit von 50 Stunden in der Woche. Momentan liegt das Maximum offiziell bei zehn Stunden täglich. In verschiedenen Kollektivverträgen gibt es jedoch bereits Regelungen, die diese Begrenzung umgehen. Vom Vorschlag wären alle betroffen, die in Gleitzeit arbeiten. Das sind etwa 20 bis 25 Prozent der Beschäftigten in Österreich, Hunderttausende Arbeitende. Lehrlinge sollen zudem neuerdings bis zu zehn Stunden arbeiten „dürfen“, sofern ein Teil der Arbeit einer Dienstreise gilt. Der 12-Stunden-Tag kommt direkt aus dem Forderungskatalog der Industriellenvereinigung, die bereits vor fast zwei Jahren ankündigte, diesen durchdrücken zu wollen.

Mit der Umsetzung des 12-Stundentages würden die Arbeitszeitgesetze offiziell auf den Stand vor Mitte des 19. Jahrhunderts zurück katapultiert werden. Seit der Industrialisierung war der 8-Stundentag die wichtigste Forderung der ArbeiterInnenbewegung. Der britische Sozialreformer Robert Owen prägte bereits in den 1830er Jahren den Slogan *„Acht Stunden arbeiten, acht Stunden schlafen und acht Stunden Freizeit und Erholung“*. Eingeführt wurde der 8-Stundetag erstmals 1856 in Australien, als Steinmetze und Gebäudearbeiter diesen in Melbourne erkämpften. In Österreich wurde der 8-Stundentag erst 1918 Gesetz. In der Zweiten Republik wurde die Wochenarbeitszeit schrittweise erst von 48 auf 45, später auf 40 und in einzelnen Branchen auf 38 Stunden begrenzt – damals eine Errungenschaft der Sozialdemokratie. Und heute? *(esch)*

wortmülldeponie

von lang-weilern und schnell-lebigen

TEXT
Joachim Hainzl
Eva Ursprung

Während die Bewohner*innen der Industrieländer versuchen, sich mit ihrem Arbeitstempo der Lichtgeschwindigkeit zu nähern in der Hoffnung, dass die Zeit dann still steht und sie sich endlich mal entspannt zurücklehnen können, wird in Afrika die Gegenwart gelebt. Wir hetzen immer schneller in eine imaginierte Zukunft, gepflastert von Tätigkeiten, die uns unseren Zielen näher bringen sollen. In Wirklichkeit werden diese Tätigkeiten immer mehr und verdrängen letztendlich die Vorstellung von dem, was wir wirklich wollen. Das Leben wird zu einem permanenten Wettrennen mit dem Gewucher an neuen Anforderungen, die bewältigt und aus dem Weg geräumt werden sollen. Sie wachsen schneller als das Dickicht im Dschungel, und es gibt keine Machete, die sie bändigen könnte.

African Time

Etwas selbstironisch nennt sich die Sendung afrikanischer Migrant*innen auf Radio Helsinki *African Time*. Die meisten Neuankömmlinge in Europa stehen fassungslos vor unserem Gehetze und gewöhnen sich nur schwer an das Diktat der Uhr. Verabredungen zu gemeinsamen Treffen meinen Zeiträume, pünktlich zur vereinbarten Uhrzeit ist kaum jemand vor Ort. Man trifft sich im Laufe des Nachmittags, nicht um 15:00 Uhr.

Zeit ist flexibel, elastisch, subjektiv. Man verabredet sich, und wenn die andere Person noch nicht da ist, wird eben gewartet. Kaum etwas ist so wichtig, dass man sofort weiter hetzen muss. Ob man hier sitzt oder dort ist egal. Man ruht in sich. Jeder Raum ist ein Lebensraum, ob zu Hause oder sonst wo. Die Abläufe folgen einer anderen Logik: Wenn der Bus voll ist, fährt er ab. Wenn das Gemüse reif ist, wird es geerntet. Wenn die Frauen mit dem Kochen fertig sind, wird gegessen. Wenn das Dickicht wieder gewachsen ist und den Weg versperrt, wird es entfernt.

Die Unterschiede zwischen Arbeit und Freizeit sind verwischt: gearbeitet wird gemeinsam, die Frauen kochen an der Feuerstelle im Freien, reden und scherzen miteinander und mit den Passant*innen. Wer Hunger hat, setzt sich dazu und plaudert mit. Es gibt daher auch keinen Grund, die Arbeit möglichst schnell zu erledigen, um sich danach mit Freund*innen zu treffen. Alles ist ein gemeinschaftlicher, kommunikativer Prozess.

Die brütend heiße Sonne zwingt zur Langsamkeit, schnelle Bewegungen machen keinen Sinn, das wärmt nur zusätzlich und man kommt ins Schwitzen. Das wäre im Norden von Vorteil, in der Kälte. Hier ist es kontraproduktiv.

Die Hitze verlangsamt auch das Denken. Man wird phlegmatisch, gibt sich zufrieden mit dem Ist-Zustand und forscht nicht nach fernen Welten.

Nichts „geht weiter“, die Ereignisse wiederholen sich zyklisch. So lange genug Nahrung vorhanden ist, niemand krank wird, gibt es keinen Grund, aus dem Kreislauf auszubrechen. Man muss nichts „werden“, man ist. Niemand kommt auf die Idee zu fragen, wo man sich in fünf Jahren sieht.

Der kenianische Philosoph John Mbiti behauptet, dem traditionellen afrikanischen Bewusstsein fehle die Kategorie der Zukunft. Diese lernten Afrikaner*innen erst mit der christlichen Eschatologie oder dem Einfluss westlicher technisierter Welt kennen.

Traditionell wurde die Zeit eingeteilt in die Ereignisse,

- *die in der Vergangenheit stattgefunden haben,*
- *jene, die gerade jetzt oder in der unmittelbaren Zukunft stattfinden und in*
- *jene, die unausweichlich und immer wiederkehrend in den Rhythmen natürlicher Phänomene stattfinden.*

Was sich nicht in diese Kategorien einfügt, wird überhaupt nicht als Zeit begriffen. Es ist vielmehr »Nicht-Zeit«. Die Zukunft ist praktisch nicht vorhanden, weil in ihr liegende Ereignisse noch nicht stattgefunden haben, sie nicht vergegenwärtigt werden können und deshalb auch nicht Zeit darstellen können.

(Berger, P.L. / Keller, H.: Das Unbehagen in der Moderne, Campus, Frankfurt – New York 1975, S. 131)

Das hat natürlich auch Konsequenzen: Wozu soll man sich Wissen oder Fähigkeiten aneignen, die nicht unmittelbar in der Gegenwart benötigt werden? Wozu Lernen, wozu Schule?

Und gleichzeitig klingt ein solches Leben sehr entspannt und angenehm und man ist versucht zu fragen, warum so viele Menschen diesen von außen betrachtet paradiesischen Zustand verlassen und sich auf dem Weg in das hektische, überregulierte, von Terminplänen und Deadlines geplagte Europa begeben.

Eine Erklärung ist sicher, dass sie sich die Lebensweise hier gar nicht vorstellen können. Im Fernsehen sieht alles ganz anders aus und klimatisierte Internetcafés kühlen den Verstand, wecken das Denken, die Neugier nach dem Unbekannten.

Und oft ist eben die Gegenwart doch nicht so beschaulich: schwindende Ressourcen, Klimawandel, Umweltzerstörung, Krankheiten, politische Willkür, Konflikte zwischen den – importierten – Religionen und die Vorstellung von einer „besseren“ Welt treiben die Menschen weg in eine imaginierte Gegenwart im permanenten Überfluss und Luxus.

Von Diwan in den Sattel ...

... so hieß vor einigen Jahren eine Ausstellung zur Kulturgeschichte des Rauchens im Pavelhaus, u.a. zur Entwicklung von der lang-weiligen zur schnell-lebigen Zeitempfindung in industriell-kapitalistischen Gesellschaftsformen und ihrer Entsprechung in veränderten Rauchgewohnheiten. Auf die Mode des Pfeifenrauchens (eine zeit-raubende Beschäftigung) folgte die Zigarre. Doch diese konnte bald nicht mehr Schritt halten mit einer Zeiteinteilung, welche vermehrt dem Diktat des Fließbandes bzw. Tempo des Maschinengewehres zu folgen hatte. Man stelle sich die Weltkriege oder Fabriksalltage vor, in denen die Erholungspausen nicht nach Zigaretten- sondern nach Zigarrenlängen bemessen wären. Nicht umsonst blieben die Zigarren symbolisch wie reell den Bossen vorbehalten, sie signalisieren Besitz – denn Zeit ist Geld.

Vergleicht man die soziokulturellen Konnotationen, so unterscheidet sich etwa der Rauchvorgang einer Wasserpfeife sehr vom Paffen einer American Blend-Zigarette. Ersteres steht für ein eher passives Abwarten, ein Verweilen, auf dass die Zukunft sich in der Jetztzeit vergegenwärtige. Es gibt Redewendungen und Sprichwörter, die darauf hinweisen, dass diese Art des Zeitgebrauchs auch im deutschsprachigen Bereich bekannt war/ist, wie etwa *„Kommt Zeit, kommt Rat“*, *„Abwarten und Tee trinken“*, *„Gut Ding braucht Weile“*, *„Vom Hudeln kummen die Kinda“* oder das in Österreich immer noch verbreitete (im Unterschied zur als preußisch verschrieenen Stechschritt- und Stechuhrkultur) *„Schau ma mal“*. Sinnbild dieses als behäbig und fatalistisch re-agierenden Verhaltensansatzes ist aber auch der am Sofa lümmelnde, dicke, Wasserpfeife rauchende Orientale. Im Gegensatz dazu jagt der „Marlboro Man“ auf seinem Pferd voller Elan und Tatkraft einem Allrad betriebenem Jeep gleich über Dünen, entlang der Prärie oder geschwind wie der Wind am Meeresstrand gen Sonnenuntergang. Er ist der Prototyp des männlichen Entdeckers und Eroberers: aktiv, macht- und besitzergreifend. Hier gibt es kein Ruhen in der eigenen Mitte. Vielmehr geht es um das rastlose Überschreiten des Bekannten, um das Entdecken des Imaginierten – sei es das Indien (respektive Amerika) eines Columbus oder das „Marlboro Country“, entleert von Frauen und Indigenen.

Carpe Diem

Heute enthalten Zigarettenpackungen visuelle oder textuelle Warnhinweise. Deren Intention ist überall ähnlich – Menschen vom Rauchen abzuhalten bevor es zu spät ist. Bevor Konsequenzen eintreten, die man sich beim lustvollen tiefen Lungenzug nicht vorzustellen vermag oder vorstellen will. Es ist der eher hilflose Versuch, ein lustvolles Es-gesteuertes Suchtverhalten durch kognitive Überich-Appelle und visuelle Ausblicke in eine düstere Zukunft zerfressener Lungenflügel und runzliger Haut zu unterwandern. Doch wer will schon in die Zukunft blicken, mit dem Tod als unausweichliche Konsequenz? Warum nicht das Heute genießen – *„Carpe Diem!“* Nicht wenige ErdenbewohnerInnen verdanken ihre Existenz ja jenen lustvollen Situationen, in welchen es um den momentanen Genuss geht. Nicht wenige merken erst, wenn es schon zu spät ist, dass es eine Korrelation gibt zwischen dem zeitlich engbegrenzten Erleben eines Orgasmus und der damit möglichen verbundenen Konsequenz einer auf immer andauernden Elternschaft. Obwohl: Wenn eines der Schockbilder auf Zigarettenpackungen zutrifft, dann ließe sich das eine wohl durch das andere Risiko vermindern. Denn: *„Rauchen kann zu Durchblutungsstörungen führen und verursacht Impotenz.“*